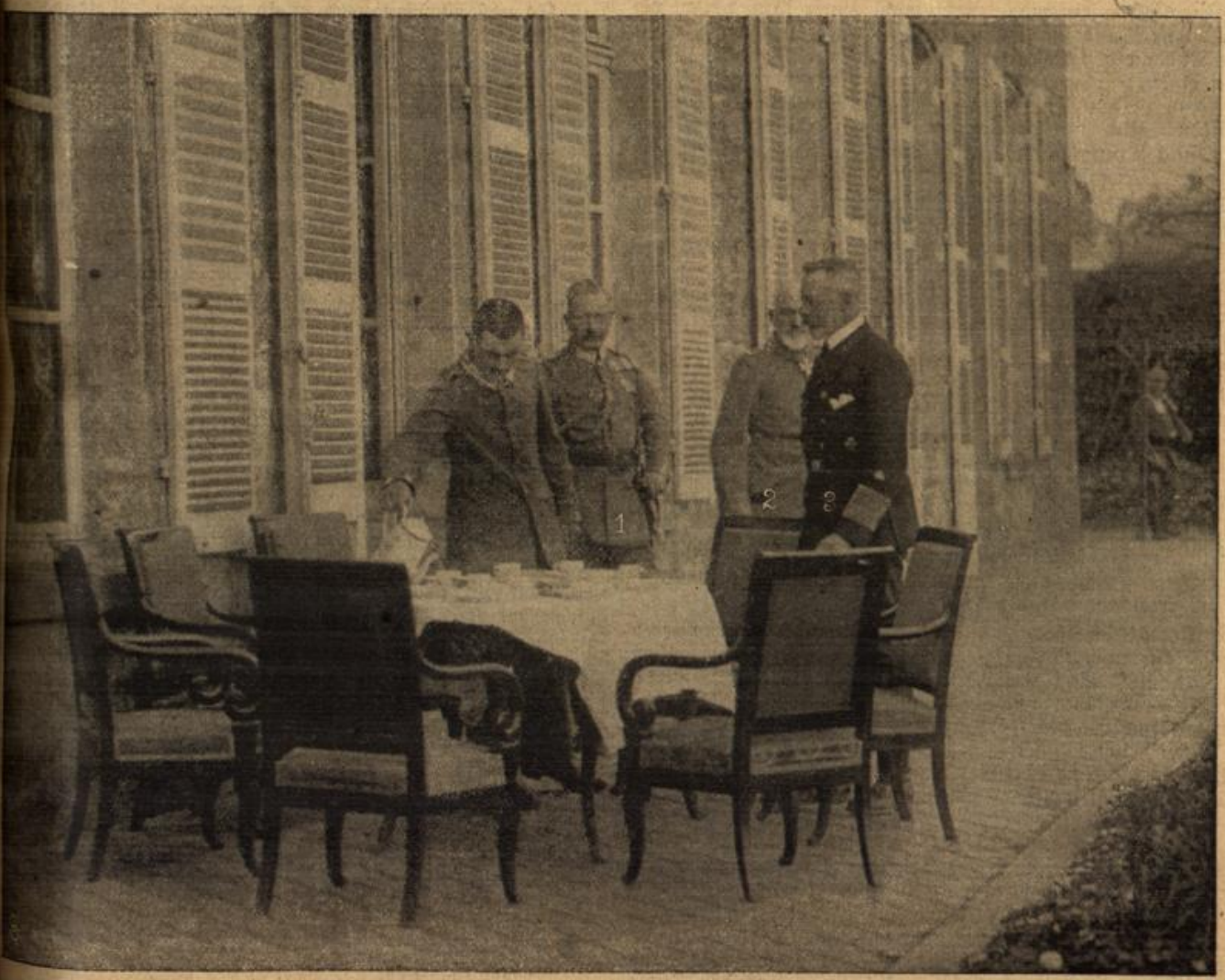


ter,
en sofor
3.
straße
ach m
eten.
straße
Räume
für die
durch
al, Lon
Zim
dem An
rmieten
en in
ad gut
Zim
straße
mer
Lich
n.
Stel
tieto
Zim
ck od.
mit
icht
and
tit
tit
n
Ober
S
äume
then
gifi
pend
ber
en
en
ad
ten
Jo
en
n
mieten
äsen
ei
un
Ruf



Beilage zum Taunusboten (Homburger Tageblatt).

1915.



Phot. Gr 58.

Kaiser Wilhelm⁽¹⁾ und sein Bruder Prinz Heinrich⁽³⁾ von Preussen im Hauptquartier des Generalobersten von Heeringen.⁽²⁾

Im Turkograben.

Von Schrödinghamer-Feindal.

(A. Thruß de Bort)

Wenn ich an die Nacht des 9. Oktober denke und sehe und spüre, daß ich sie überlebte, daß mir das Blut, das mir damals in den Adern erstarrte, wieder warm und lebendig durch den Körper pulst, dann überkommt mich immer ein unsägliches Gefühl des Zweifels, ob ich denn wirklich noch atme. Und dann, wenn ich Gewißheit habe, kommt mir das Leben, das in jener Nacht in tausendfacher Gefahr war, als ein unverdientes Geschenk vor, mir neu gegeben durch ein wahrhaftiges Wunder, dem ich mich still und dankbar beuge.

Wenn ich heute Kriegerleute reden höre, ruhmredig ihre Taten preisend, dann weiß ich: Ihr wartet nie im Turkograben, ihr habt nie in tausendfacher Gefahr geschwebt, in einer Gefahr, die urplötzlich einen Ahnungslosen überrumpelt und ihn eine halbe Nacht lang in Gewalt hält. Der Überwinder solcher heißer Gefahren ist still und bescheiden, und wenn er schon davon redet, dann tut er es wie mit Erlaubnis einer höheren Macht, die ihn reden heißt.

Es ist eine stille, einsame Geschichte zwischen zwei Schützengräben und einige Kilometer hinaus, eine Geschichte, wie sie so manchem einsamen Patrouillengänger in stockschwarzer Nacht zugestoßen sein mag. Aber wohl keiner kann davon berichten. Ihr Mund ist stumm, ihre Kehlenleiber modern, leicht in ein Hübenfeld verscharrt oder in Büschen verborgen. Denn wer in einen Turkograben kommt, dem stirbt der letzte Hauch unter dem Krummestock oder dem Zatagan, dem grausam quälenden. Und die daheim im Vaterlande, die weit von Gefahr und Drangsal sind, lesen seinen Namen und dabei ein Wörtlein: „Vermißt“. Und raten und sinnen, wo er sei.

Der Abend des 9. Oktober war hereingebrochen. Eben als die Feldküchen von Candor über La Poière — in der Gegend von Noyon — in die Gefechtsstellung vorführen, von den Mannschaften heiß erwartet, kam Befehl: das Bataillon muß sofort abrücken, um ein anderes Bataillon der Brigade, das weiter links von uns lag und schwere Verluste hatte, abzulösen.

Da ich mich gerade mit einer Meldung beim Bataillonsstab befand, erhielt ich den Befehl, die Feldküchen bis zu einem Dose, der in der Marschrichtung lag, nachzuführen, um von dort aus die Möglichkeit der Essensverteilung zu prüfen und zu leiten. Gleichzeitig sollte ich einige Ersatzmannschaften, die eben frisch aus der Heimat gekommen waren und vorläufig bei den Feldküchen blieben, in die neue, mir selbst noch unbekannte Stellung des Bataillons nachführen.

Als die Feldküchen ankamen, war das Bataillon bereits abmarschiert. Nach etwa einer halben Stunde vorsichtigen Fahrens erreichten wir den Hof.

Eben, als ich daranging, mich im Gelände zu orientieren, bekamen wir plötzlich Feuer, erst ferner, dann immer näher. Bald prasselten Schrapnelle in nächster Nähe; jeder stürzte in Deckung — es sind gut ausgebaute Schützengräben da, aus denen wir vor Wochen den Feind geworfen. Ich selbst berge mich hinter einer Mauer, um das Weitere ruhig abzuwarten. Da krachen auch schon Granaten in den Hof, der seit Wochen ein Trümmerhaufen ist. Schrapnelle fürchten wir nicht mehr, aber ein Granatvolltreffer in eine Feldküche — das hätte ich nicht verantworten mögen. Da höre ich schon Koltern und Rattern, und ich weiß: die Feldküchen fahren zurück in die sichere Nut von Candor oder sonst eines Dorfes. Die Nacht ist schwarz und läßt dem Feind kein Ziel im offenen Feld. Aber auf den Hof ist er längst eingeschossen.

Nach einer Viertelstunde schweigt das Feuer. Ich trete aus Deckung und rufe die Ersatzmannschaften aus den Unterständen vor dem Hofe. Zwei Mann treten an — alle anderen sind im Dunkel der Nacht ausgerissen, wahrscheinlich hinter den Feldküchen drein. Unmöglich sie zu suchen.

Aber Befehl ist Befehl! Wenn ich schon die Feldküchen nicht mehr vorführen kann, so doch die Ersatzmannschaften. Aber erst müssen sie kommen. Also warte ich, hoffend, der eine oder andere würde sich doch wieder einstellen. Ich weiß zwar im voraus schon, daß keiner mehr kommt. Aber ich warte doch zwei Stunden, bis Mitternacht.

Befehl ist Befehl!

Also trete ich mit dem Rest von zwei Mann den Vormarsch an.

„Die Nasenfüße!“ sagt der eine, ein Landwehrmann Münchens.

„Die ham halt noch kein Pulver g'rohen.“ sagt Landsmann.

„Aber wir, wir haben in den Vogeien im Granat tarockt, bis 's uns d' Kart'n aus der Hand g'riß'n hat.“

Ich freute mich, zwei so tapfere und beherzte Begleiter haben, die gehen durch dick und dünn. Bis sich dann mit der Frage an mich wendet, ob ich denn den Weg in neue Stellung auch wisse. Nein; ich weiß nur die ungefähre Richtung. Immer gerade aus, dann müssen wir auf die Schützengräben stoßen. Dann sind wir bei den Unseren.

Eine andere Möglichkeit bedachte ich nicht.

Wir tappen über ein Stoppelfeld, ich an der Spitze, Schweigend schreiten wir. Dann, nach längerer Weile, wende ich mich einmal um. Die beiden Tapferen sind verschwunden.

Ich warte und rufe leise.

Keine Antwort. Und wieder weiß ich: Nun bist du allein und bei den Feldküchen sind zwei mehr.

Aber Befehl ist Befehl!

So will ich wenigstens allein vorgehen, Meldung machen und neuen Befehl abwarten.

Immer geradeaus geht's dahin, über Stoppel- und Weizenfelder, an hastig auf der Flucht aufgeworfenen Schützengräben, zerhackten Maschinengewehren und Munitionskästen vorbei. Da hebt sich jäh ein blutgetränktes Leinen vom Boden, dort ein Bajonett oder eine Turkomüge. Hier haben die Feinde die Hülsen von der „Schwabenbrigade“ hoch den überlegenen Feind geworfen.

So grauenvoll die Bilder sind, die sich mir mit jedem Schritte darbieten, so freue ich mich doch, denn ich fühle mich auf der rechten Fährte nach der neuen Stellung.

Zum Glück stoße ich auch noch auf eine spät eintreffende Patrouille der Fünftehner, die mir den Weg beschreiben und von diesem Lufsch aus erreiche ich in zehn Minuten das Waldstück. Dort befindet sich der Unterstand meines Bataillons. Ich kann also nicht fehlgehen. Und für alle Fälle führt die Straße zu meiner Linken nach Laassigny. Dort befindet sich der Regimentsstab der Fünftehner. Ich kann also in jeder Falle irren.

Ich finde Baum und Busch und sehe von dort aus in den dunklen Streifen im Vorgelände: das muß das Waldstück sein, von dem mir die Patrouille berichtete. Mit raschen Schritten eile ich jetzt dahin, unbekümmert um die Geschosse, die in ziemlicher Nähe über mich wegschleusen. Daß die feindlichen Feinde kommen, erkenne ich an der Feuerart: Salven und dann vereinzelte Schüsse. Daß sie mir gelten, merke ich an der Richtung des Feuers. Aber wir haben französische Infanteriefeuer längst verachten gelernt.

Bald muß das Waldstück, wo mein Bataillonsstab sich befindet, erreicht sein. Aber bald merke ich auch, daß ich ihm nicht näher komme. Und dann sehe ich: es ist kein Wald, sondern eine Wolkenwand.

Da bin ich das erstemal ängstlich und unsicher: ich habe die Richtung verloren! Wo bin ich? Keine Karte, kein Kompass kann es mir sagen. Ich weiß nur, daß ich hart an den feindlichen Schützengräben bin.

Zurück?

Nein!

Befehl ist Befehl!

Und: die Straße links von mir führt nach Laassigny zum Stabe der Fünftehner. Dort will ich mir eine genaue Karte holen und mir nötigenfalls einen Führer ausbitten. Also weiter die Straße!

Vernünftig marschiere ich auf ihr weiter, trotz der finsternen Bilder, die sie bietet. An den Rändern vernähme ich Türkische und Pferdelaub mit haushohen Stämmen.

Was tut's? Ich weiß, bald werde ich in Laassigny dem Messergewölbe bei guten Freunden. Ein Schlund wird mich erquiden, und dann werde ich bald bei den Zwölfen sein und dem Major Meldung machen.

Lassigny kann nicht mehr fern sein. In spätestens zehn Minuten muß ich es nach meiner Berechnung erreicht haben. Nimm die Straße, die von Dives aus hinführt, und lenne andere von Thiescourt und Prémont her. Auf einer der Straßen muß ich mich befinden.

Ich marschiere fort und fort im Dunkel der Nacht, eine halbe Stunde, drei Viertel Stunden.

Aber Lassigny kommt nicht. Vergebens sucht mein Blick charakteristischen Pappeln vor dem Ortseingang und die Gärten zur Linken. Schon bin ich über mehrere Anhöhen gelaufen, ahnungslos, bis mir plötzlich einfallt, daß die Straßen Lassigny sowohl von Prémont wie von Dives her im Gelände laufen.

Da steigt mir eine ungeheure Ahnung auf: bin ich wohl verkehrter Richtung auf der Straße gegangen, vorwärts? Liegt Lassigny nicht schon längst in meinem Rücken? Bin ich nicht schon tief in die feindliche Stellung eingedrungen, umschlossen und ungewollt? Die Ahnung wurde bald zur Gewissheit.

Sogleich trete ich den Rückweg an.

Die Nacht ist mit aufsteigendem Mond ein wenig heller geworden. Weiß liegt die Straße vor mir — wohin wird sie führen? Ruhig gehe ich zurück, noch kann ich ja das Dunkel nicht glauben, daß ich allein in Feindeshand geraten. Zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten gehe ich zurück, ohne mich etwas Verdächtigtes regt. Es ist 2 Uhr morgens, die Nacht ist in der es am ruhigsten zu sein pflegt. Nur ab und zu einer Schuß irgendeiner Patrouille.

Da steht mir mit einem Male das Herz still; ich schließe die Augen und drohe umzusinken. —

Einige Schritte vor mir gähnt rechts und links der feindliche Schützengraben: Turkos! Die Gewehre auf der Brustwehr, rote Mützen regen sich. Gegenüber mir stehen braune Hände greifen nach den Gewehren auf der Brustwehr.

Es gilt es: Leben oder Tod, Freiheit oder Gefangenschaft! Ich weiß nicht, wie es kam und woher ich im kritischen Augenblicke die Kraft nahm, den braunen Gefellen ein „silence!“ anzuschreien. Ich weiß nur, daß ich das Wort schrie.

Es war es mein Glück, daß ich einen schwarzen Mantel auf mich zog. Aber das Wort wirkt. Die Kerle ducken sich schlafend, gehen ganz hinter Deckung. Jedenfalls halten sie mich für einen französischen Offizier, der sich anschickt, auf Patrouille zu gehen. Das fährt mir durch den Kopf, und an diesen Gedanken klammert sich meine Hoffnung auf Rettung. Langsam, ganz langsam, die Hand am Revolver, gehe ich über die Grabenlinie hinaus und warte insgeheim auf eine Kugel, die in den Rücken fahren wird. Ich atme kaum in diesen Augenblicken der höchsten Spannung und wage nicht, mich umzusehen, fürchtend, im nächsten Momente würden die braunen Kerle wieder zu den Gewehren greifen oder Jatagans zücken. Aber nichts geschieht.

Die List scheint gelungen, und da hält mich nichts mehr: Ich laufe im weißen Mondlicht der Straße und rufe ein Wort: „Kameraden!“ — vermeinend, die Unseren würden mich hören. Aber die Antwort auf meinen Ruf ist rückwärts: Salvo um Salvo knattert hinter mir drein, hundert pfeifen die Geschosse über mich hinweg. Aber ich gehe unbeeinträchtigt weiter. Da schreiet auch von drüben Salvo auf, noch einer, noch einer. Peng, peng — schlagen die Geschosse auf der harten Straße in den Straßen als Querschuß weiter. Die Unseren schreien auf mich, ohne mich zu beachten! Unmöglich, ihnen ein Zeichen zu geben. Im nächsten Augenblicke liege ich in einer Mulde neben der Straße, um möglichst vor dem Feuer der Unseren zu decken.

Schon suchten mich die Geschosse der Unseren in der Dunkelheit. Sirend fahren sie in den Boden und schleudern mich ins Gesicht. So kriech ich seitwärts in ein Nebenbassin, mich bergen soll. Sieh, da liegt schon jemand, einer, der ich zähle ein Tugend, in meiner nächsten Nähe. Er liegt da, seit Wochen hier unbegraben verwesend, inmitten der Gärten mit hochgeblähtem Kops, die Beine starr in die Luft gestreckt. Hier, denke ich, hat der Tod bereits reiche Beute gemacht; hier kannst du liegen und den Tag erwarten, den deinen Brüdern zeigen soll, die dich jubelnd aufsuchen werden.

Auch hier schwirren und siren die Geschosse der Unseren in bedenklicher Nähe. Ich liege am Boden und warte, bis der Regen rieselt. Ich wende mich, Gesicht nach oben, auf den Tornister ruhend warte ich auf das Geschick,

das mich treffen wird. Meine Augen haken am Himmel. Ein Sternbild seh' ich, den Großen Bären, den sie in meiner Heimat Heerwagen heißen. Der Heerwagen, der in dieser Stunde über dem Eschenberg und dem Habichtstein steht, aus dem die Möhrnack zu Tole rinnt. Ich denke noch an alle daheim, an Vater und Mutter und Schwestern, und an die Brüder, die alle im Felde sind und von denen ich seit fünf Wochen nichts mehr weiß. Ich denke an mein stilles Häuschen in Neuburg und das treue Hündchen, von dem mir der gute Nachbar schrieb, daß es tage- und nachtlang nach mir winselnd klagte.

Da fährt wieder ein Geschos hart am Ohr vorbei und verschießt mir das Gehör. Wann wird die Kugel kommen, die mir durch Herz oder Hirn sinkt? Fünfzehn bis zwanzig Gewehre — wohl eine Feldwache der Unseren — suchen immer noch das Gelände ab nach mir. Und die Salven der Turkos rollen.

Ich liege in namenloser Verlassenheit unerkannt zwischen Freund und Feind im Kreuzfeuer. Aber jemand ist mir nahe. Ich ahne und spüre das Heilige dieser Stunde. Ich bete nicht um mein Leben. Um was ich flehe: Herr, vergib mir die Dinge vor diesem Kriege! Laß diese Stunden ein Opfer sein für das, was Unrecht war im Leben! Und gib Trost denen daheim, wenn sie von mir lesen werden: „Gefallen“ oder „vermißt“.

So liege ich zwei volle Stunden im Kreuzfeuer. Endlich hört es auf. Es hat nicht sein sollen. . . . Wie ein Wunder ist es, mehr wie ein Wunder. . . . Tausend Geschosse, die mein Leben suchten, sind hart an mir vorbei.

Der Morgen graut. Rechts von mir, über der Straße, dämmert ein Waldstück durch den Nebelschleier. Ich richte mich auf und gehe aufrecht dahin, dem Waldchen zu. Hinter einem Busch im Feld sehe ich drei Gestalten huschen, eine Patrouille. Freund oder Feind? Ich rufe: „Kameraden!“ Und verschwunden sind sie, als hätte sie der Boden verschlungen. Furchtlos gehe ich weiter — keine Kugel sucht mich mehr. Ich weiß, eine Hand ruht heilig auf mir. . . .

So komme ich in das Waldstück. Hier will ich den Tag abwarten, der nicht mehr fern ist. Dann will ich den Freunden ein Zeichen geben, daß sie mich finden und ungefährdet in ihre Linien lassen. Und dann bin ich wieder geborgen. Nach einer Weile fällt es mir bei, mich zu orientieren. Ich weiß nicht, ob außer mir noch jemand in dem Gehölze haust. Ich muß Gewissheit haben. Vorsichtig trete ich aus dem Dickicht, da stockt mein Fuß wieder — vor einem Schützengraben. Ich weiß nicht, ist's Freund oder Feind — ich sehe nur die Gewehre auf der Brustwehr — der Graben ist besetzt. Und sie haben mich schon erspäht. Im Dunkel des Dickichts setzt mir einer den Gewehrlauf auf die Brust.

Ich sehe wie die Mündung leise schwankt — im nächsten Augenblick schon kann es krachen. Müssen darf ich mich nicht, sonst — ich wage es nicht auszuendenken. Da sehe ich den Helm meines Gegenüber und weiß: ich bin bei den Unseren! „Sichern!“ sage ich; „sichern Sie!“ — „Hände hoch!“ ruft der andere, „Sie sind ein Franzos, Sie haben einen schwarzen Mantel!“

So soll also mein schwarzer Mantel, der drüben meine Rettung war, beim Freunde mir zum Verderben werden! Ich will mich legitimieren, ich will ihm mein Goldbuch zeigen. Da meint er, ich lange nach dem Revolver. „Hände hoch!“ — Und die Gewehrmündung schwankt wieder. . . . Drei, vier andere knien im Anschlag auf mich. . . .

Endlich können wir uns verständigen. Ich erfahre, daß sie Feldwache der neunten Kompanie meines Regiments sind, Leute vom Zug Endres, den ich zufällig kenne. Ich nenne den Namen und der Bann ist gebrochen. Ich lasse mich zum Unterstand des Zugführers geleiten und frage, ob er noch ein Plätzchen für mich hat. Es ist Tag geworden, und ein weiteres Suchen nach meiner eigenen Kompanie hätte dem Feinde unsere Stellung verraten.

Ja, es gab noch ein wenig Platz im Unterstand. Da lauerten wir drei Tage und drei Nächte und lebten von Brot und Speck nach weiser Einteilung. Und bekamen als „Warmes“ dazu Granaten und Schrapnelle — zu jeder Mahlzeit genug, vom Gewehrfeuer gar nicht zu reden.

Wenn ich heute an jene Nacht denke, überkommen mich die Schauer des grausigen Erlebens von neuem. Und das Wunder, daß ich noch atme, wächst mir immer größer. Ich hatte einen heiligen Bundesgenossen in meiner Verlassenheit. Ihm danke ich in Eternität.

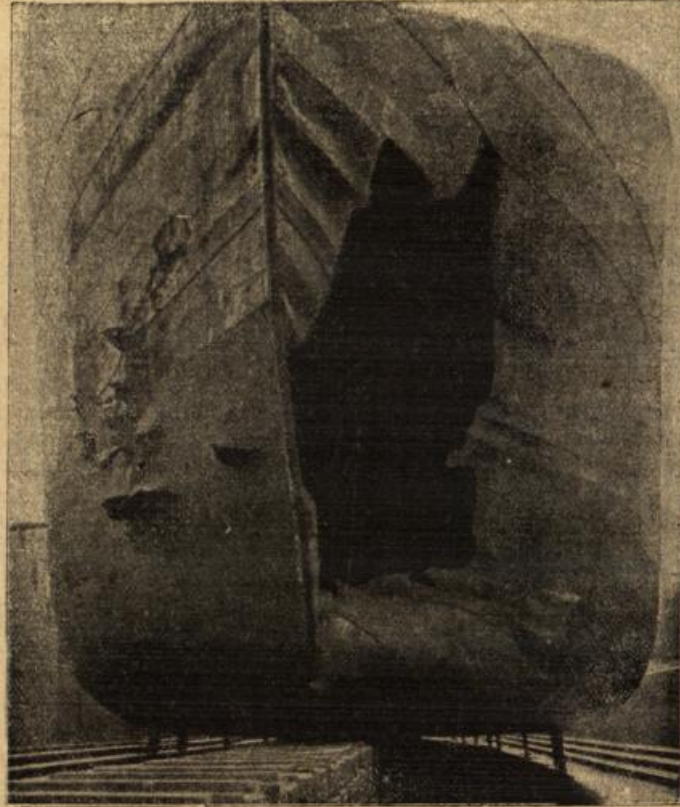
Vom Stiller See bis Görz sind unsere Verbündeten schnell mit den Italienern handgemein geworden. Von Bedeutung ist natürlich noch nichts zu melden, immerhin hat Österreich die ersten Schläge geführt. Sein Vorgehen gegen die italienische Küste von Venedig bis Barletta hinunter hat sich fühlbar gemacht. Welche Hoffnungen auch England auf den neuen Zuwachs zu seinen Bundesgenossen gesetzt haben mag, denen es so gern bei dem Vorgehen gegen uns den Vortritt läßt, gegenwärtig hat es genug mit sich selbst zu tun. Es ist schließlich keine Kleinigkeit zugeben zu müssen, daß bereits viermalhunderttausend Tonnen der britischen Streitkräfte zur See auf den Meeresboden versenkt sind. Der bisherige Gesamtverlust der englischen Flotte beträgt 9 Linienfahrzeuge, 7 Panzerkreuzer, 5 geschützte Kreuzer, 10 Unterseeboote und 5 größere Hilfskreuzer. Nach den Beobachtungen der unparteiischen ausländischen Zuschauer sollen es noch mehr sein. Fünf dieser Schiffe, „Ocean“, „Irresistible“, „Goliath“, „Triumph“ und „Majestic“, wurden nacheinander im Mittelmeer in Grund gebohrt. Von deutschen U-Booten im Mittelmeer!

Diese Leistung unserer Marine hat zur Folge, daß die Angriffsflotte sich von den Dardanellen nach abgelegenen Buchten zurückgezogen hat. Die Landungsstruppen sind also ohne den Schutz der Schiffsartillerie auf sich selbst angewiesen. Nach der gewaltigen Schwächung, die sie durch schwere Verluste bei Krithia, bei Ari Burnu und Seddul Bahrerlitten haben, ist die Lage der Angreifer auf Gallipoli nicht vielversprechend. Auch bei sich zu Hause erlebt unser englischer

Feind unliebsame Überraschungen. In Sheerness flog der Hilfskreuzer „Prinzess Irene“ durch eine gewaltige Explosion in die Luft, deren Wirkungen von den Times als ganz außerordentlich geschildert werden, über deren Ursachen die englischen Behörden

sich in Schweigen hüllen. — Wenn man die Meldungen der Ostfront zusammenfaßt, so ist ein Erlahmen der Kämpfe wie der Massen Rußlands unmerklich. Der wird müde. Es ist ja so ganz anders gekommen, als ihm versprochen hat. besteht die Menschenberge unter der Krone der aber an dem unfer Standhalten, an der in die deutsche Gefangenschaft ist das Ermatten des standes zu erkennen. Bei die stärkste Festung im zu beiden Seiten der gelagert, auf die sich die stützen, ist nur 10 in ihrem Besitz. General Przemyśl hat das fremde das ihm unter dem russischen Gouverneur mit kriegerischem und Gepränge aufgelegt abgeschüttelt. Der österreichische Statthalter Moritz die russische Verwaltung gelöst, die russischen sind durch die Nachrichten im März nach Sibirien bekannten österreichischen Przemyśl, der Stille Angriff und Verteidigung schnell aufgehört, als pfand in russischen gelassen. Zuerst über unsere Bayern drei

Festungsgürtels und richteten Verheerungen unter den Massen an. Zwei weitere Werke der Gruppe Dinkow bei der ersten Belagerung wichtige Hauptangriffspunkte hatten, fielen am Tage darauf. Den Festungsgürtel zu



Von der Arbeit unserer Unterseeboote.

Die Wirkung eines von einem deutschen U-Boote abgeschossenen Torpedos an einem englischen Dampfer.



San Marino, die Hauptstadt der Republik gleichen Namens,

die jetzt als kleinstes Land der Welt auf Wunsch Italiens Österreich-Ungarn den Krieg erklären soll.

ständigen Festungswerke durch die früheren Belagerungen gründlich zerkleinert; dafür galt es nun, das gesamte der neuen russischen feldmäßigen Befestigungen zu deren Stärke bestand darin, daß sie der vernichtenden

schweren österreichischen Geschützes erheblich minder er-
gänzige Angriffspunkte bot. Schließlich trafen von beiden
Seiten im Kern der Festung die stürmenden Bayern und
Österreicher zusammen, während die russische Besatzung im
rückwärtigen Artilleriefeuer im Rückzug war, das die Straße
nach Osten beherrschte. Dieser Rückzug geschah fast atemlos.
Der unaußhaltbar stürmten die Eroberer nach. Sofort nach
Einnahme der Stadt wurden die Befestigungen im Osten von
den Bayern besetzt. Damit war zunächst Przemyśl in unsere
Frontlinie eingeschaltet. Dieser Platz, der nach russischer
Macht Galizien, die Wege nach Wien und Berlin beherrschen
sollte, hatte nun die Schlüssel zu Lemberg und Warschau aus-
gesprochen. Und man
befand sich dem Feind auf
des Halsen. Bereits
in Przemyśl konnten ge-
genwart werden, daß die
in der Nähe vor unseren
rückwärtigen Truppen
10 Meilen der zweiten öster-
reichisch-ungarischen
Frontlinie auf die Linie
in Tarnobrzeg—Kociszka zu-
rückgewichen sind und
und wir uns gleichzeitig
legt am Süden Lemberg
10 Kilometer ge-
ht haben.
Nach dem Fall von
Przemyśl, das die in den
Schlüssel am Zwinin
Sibirien preussischen
hinführen, Pommern und
Stück, geführt vom
General Graf
von Pothner, stürmten, ist
in die Arme einzufangen
überall vorgedrungen.
rei der unter Flügel wen-
den sich nordostwärts
ankommen den Dnejsirlauf
auf die Anpassung an das
zu Kampfgelände nördlich
war. Sie erzwang
Arbeit über den
mal durch Erstürmung
eine Brückenkopfes von
scheitern. Also nicht
die die russische San-
moden ist endgültig
festzuhalten. Die Lage
kriegsanz Galizien in
teristischen Ausdehnung
— nicht
allen 100 Kilometer nimmt einen für uns günstigen
eingewandert.
Ruraland sind aus lebhaften kleinen Gefechten ernstere
noch nicht entstanden. Von der Küste bis weit ins
Land hinein finden Bewegungen statt, die allerdings durch die
großen Stimpfe beengt sein müssen. Stimpfe aber haben
diesem Feldzuge auch schon als zweckdienlich erwiesen.
Unter der reichen Kriegsbeute sind in letzter Zeit
erheblich die Ablieferungen großer Herden von
schwarz und sehr beträchtliche Massen von Leder. Im
die asiatische Urkraft nach ziffernmäßiger Angabe

und schätzungsweise selbst für russische Verhältnisse stark
geschwächt.

Wir können jetzt gegen Ende des ersten Kriegsjahres mit
aller Bestimmtheit darauf rechnen, daß im zweiten das wirt-
schaftliche Durchhalten uns keine Sorge machen wird. Es ist
nichts mit der Aushungerung Deutschlands. Dagegen spürt
England die Wirkungen unserer Unterseeboote, auf den englischen
Fleisch- und Viehmärkten fehlt mehr als ein Viertel der Zufuhr.

Wie weit diese Einschränkung der Ernährung die Stimmung
im Inselreich beeinflusst, sei dahingestellt, unter hartem Druck
steht sie durch die Heimfuchung, die ihnen von unsern
Luftschiffen kommt. Ereignis auf Ereignis beweist die Tätigkeit

unserer Zeppeline. In
größerem Umfange sind
die englischen Küsten
von unsern Marine-
Luftschiffen angegriffen
worden. Unter anderem
heißt es in den Mel-
dungen unseres Admiral-
stabes, daß die Hafen-
anlagen des Flottenstütz-
punktes Harwich aus-
giebig und mit gutem
Erfolg mit Bomben be-
legt wurden. — Unsere
rührigen U-Boote sind im
Bosporus von unseren
türkischen Freunden mit
Freuden begrüßt worden
und beunruhigen, nach
italienischen Meldungen
aus Kairo, das britische
Kommando, welches sich
nicht verhehlt, daß auch
der Suezkanal durch
deutsche U-Boote be-
droht wird.

Auf dem westlichen
Kriegsschauplatz dauert
der Stellungskrieg be-
harrlich fort. Im Prie-
sterwalde haben wir die
Oberhand. Als Wesent-
lichstes ist wohl unsere
Bedrohung von Lunéville
zu verzeichnen. Die neue
Gefährdung der Befesti-
gung von Verdun durch
unser schweres Geschütz
ist, nach der Beunruhi-
gung zu schließen, die
dadurch in Paris hervor-
gerufen wird, ein wesent-
liches Moment. — Die italienischen Staatsmänner stehen vor
einem neuen diplomatischen Erfolg. Es scheint ihrer bewährten
Staatskunst zu gelingen, die Republik San Marino zum Bundes-
genossen gegen den Zweibund zu gewinnen. Dieser politische
Sieg wirkt noch bedeutungsvoller, wenn man bedenkt, daß die
Republik San Marino über eine Einwohnerzahl von 10 820
Seelen verfügt, also immerhin so viel als ein deutsches Dorf.
Das italienische Heer würde durch die Bürgerwehr von San
Marino um 30 Offiziere und 950 Mann von 18—60 Jahren
verstärkt, die nun Schulter an Schulter mit Negern, Fidschi-
Insulanern, Italienern, Kalinücken, Tschungusen, farbigen und
weißen Engländern in den Kampf ziehen werden.



Ein Idyll aus der Champagne.

Der Rechtsinn und die Güte der deutschen Soldaten haben es zuwege gebracht, daß die einst
so scheuen Einwohner der Champagne den durchziehenden Truppen freundlich entgegenkamen
und sie mit Speise und Trank erquidten.

Wild auf Hügeln.

Von A. Bülow, Phrig.

Das Kapitel Jeremias 14,6 handelt von Dürre und Hungersnot. Die für uns in Betracht kommende Stelle aber lautet: „Das Wild stehet auf den Hügeln und schnappet nach Luft!“ Also auch der Lusthunger wäre so nach ein Kennzeichen von Dürre und Hungersnot. Daß die dörrende, sengende Hitze auch das Atmen beschwert, weiß jeder. Und trotzdem ist der Vorgang, der genau, der Tatsächlichkeit entsprechend, angegeben ist, anders zu deuten. Noch heißt es in dem Kapit. 1: „Die Hindinnen, so auf dem Felde werfen, verlassen die Jungen, weil kein Gras wächst.“ Sind diese Hindinnen wie überhaupt hirschartliche Tiere mit eingeschlossen in den Kollektivbegriff „Wild“, und das ist doch selbstverständlich, dann bedeutet der Vorgang des „Luftschnappens“ das, was die Jäger „Winden“ und wir gewöhnlicher „Niehen“ nennen. Wir brauchen es hier nicht des Näheren dartun, daß viele Tiere in dem Geruch ihren ausgeprägtesten Sinn haben, der sie leitet, aber auch bewahrt. In der letzteren Auffassung wäre der Vorgang des Luftschnappens auf den Hügeln so zu deuten, daß das Tier sich hier vergewissert, ob es sicher ist oder wie wir, auch verblümt uns ausdrücken, „ob die Luft rein ist.“

Fast alles Wild wechselt aus Gründen der „persönlichen“ Sicherheit vorzugsweise auf Hügeln und an Bergrücken. Wechselt der Hase gegen Abend aus dem Walde heraus aufs Feld, so hoppelt er zuerst dem nächsten Hügel zu, um hier Männchen zu machen, d. h. um sich über seine Sicherheit zu informieren. Ein erfahrener Jäger schreibt: „Im Kesseltreiben denkt er nicht daran, nach der ersten Aufregung durch den Treiber geradeaus zu laufen. Er äugt umher nach dem nächsten Hügel des Treibens, damit er von oben „Ausschau“ halten kann.“ In derselben Neigung, Hügel und Bergrücken anzunehmen, befinden sich auch Rot- und Rehwild; auf solchen unterbrechen sie auch ihre Flucht, um sich über die Gefahr und die Verfolger zu vergewissern. Und dies geschieht durch Nase, Gesicht und Gehör, als Sinne. Da das Winden bei diesen Tieren besonders ausgeprägt ist, so erweckt es bei dem ausgereckten Halse, dem vorgeschobenen Kopf, dem geöffneten Geäse und dem vibrierenden Windfang tatsächlich den Anschein des Luftschnappens.

Die große Bedeutung der Berge und Hügel für die Sicherheit des Wildes aber ergibt auch der Umstand, daß sie auf erhöhten Punkten Wachen ausstellen. Besonders auffällig werden nach dieser Beziehung Trappen und Kraniche. Auch Schwimm-, Stelz- und Hühnervögel zeichnen sich durch die scharfe Beobachtung der Umgebung aus. Selbst der Rebhahn, der bekanntlich den „Hinfuß“ markiert, um den Feind von der Stelle wegzutäuschen, wo seine Familie in Gefahr ist, hält von Hügeln aus Umschau. Eine schöne Geschichte, die den Vorzug hat, wahr zu sein, erzählte mir ein Gutsjäger. Er hatte die Fuchsjähe vor dem Bau erlegt und beschloß, auch die Jungen ins „Fuchsjenseits“ zu befördern. Ihn dauerten zudem die „Dinger“, die nun dem Hungertode preisgegeben waren. Aber was war geschehen? Der Rüde hatte sich der Waiselein angenommen und war auch sonst bestrebt, sie zu bewachen. So oft der Jäger sich in der Gegend blicken ließ, hörte er die warnende Stimme des Fuchses: „Bleibt im Bau!“. Ein Mal wieder hatte er sich bei dem Bau zu schaffen gemacht und war dann nach Hause gegangen. Auf dem Feldwege angelangt,

sah er sich noch einmal zufällig nach dem Walde um und kaum seinen Augen trauen, als er dicht am Waldrand Fuchs auf einem Hügel bemerkte, der seinen Beobachtete, also ihm nachsah. Solches geschah des Gerades dieser Vorgang ist deshalb um so merkwürdig, da der Fuchs sonst nicht Hügel annimmt, sondern sich stets Deckung hält, die er auch in Furchen findet.

Auf ebenen Feldern schieben die meisten Tiere die weit vor, während sich die Mehrzahl vergesellschaftet häufig kommt es hier auch vor, daß die verschiedenen eine Art Interessengemeinschaft eingehen, wie auch v. S. erzählt, daß sich in den Ebenen Afrikas Strauße, Zebra und Gartebeeste vereinigen, um sich gemeinsam Feinden zu schützen. Gesicht, Gehör und Bitterung in der geprägtesten Freiheit wirken so zusammen. Es ist die Eigenheit des Wildes, bedingt durch die eigene Sicherheit auf Hügeln zu stehen“.

Aber noch ein anderer Grund ist für diese ihre Vorhanden: Man spricht von dem angenehmen und Bohnen an der Sonnenseite. Auch die Tiere suchen die Sonnenseite auf und reden sich behaglich in der In den hohen Gebirgen dienen die warmen, sonnenbeladenen Abhänge den hier lebenden Tieren besonders zum Auf diesen äßen sie auch vorzugsweise, weil hier die Entwicklung allgemein und, was besonders viel sagen kräftigsten ist. In dieser Auffassung findet unser Wild den Bergrücken und Hügel, die länger dem Lichtes ausgesetzt sind, die kräftigsten Pflanzen; der Abprozeß derselben im langandauernden Sonnenlicht besonders gehaltreich und sogar „gewürzig“. Mit dem das Wild deshalb die Höhenpflanzen und verschmäht die Gräser in den Niederungsgegenden und unter dem Schatten der Waldbäume. Wo innerhalb des Waldes Blüten mit üppigem Kraut- und Graswuchs vorhanden da wechselt es auch nicht so häufig aufs Feld, als aus Wäldern heraus. Das Wild entspricht also durch den auf Hügeln auch der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit besseren und namentlich der kräftigeren Ernährung.

Besondere Feinschmecker nach dieser Beziehung sind und Rehwild, also auch — „Hindinnen“.

Auch die Hasen sind besonders lecherhaft veranlagt, die größten und stärksten mit werden die „Berghasen“ bezogen sie sollen auch das schmackhafteste Wildbret haben, „Bruch“ und alte Hasen, die in niederen Tälern vorfinden nicht so gut schmecken. Wiederum beziehen wir uns auf die in seiner vielbändigen Naturgeschichte, einem Sammel der Erfahrungen, schreibt: „In Ländern, die mit Hügeln besetzt sind, oder auf bergigen Ebenen, wo der Kümmer und andere seine Kräuter im Überfluß wachsen, man Hasen von vorzüglichem Geschmack. Hierbei muß aber noch anerkannt, daß auch in diesen Ländern diejenigen Hasen, welche tief in den Gehölzen sitzen, nicht so diejenigen sind, welche man in den Borhölzern oder auf Feldern und in den Weinbergen findet.“ — In dem Sinne glauben wir die Jeremiasstelle: „Das Wild steht auf den Hügeln und schnappet nach Luft“ erklärt zu haben.

Unsere neuesten Widersacher in diesem Weltkriege gegen deutschen Fleiß und deutsches Wesen sind bekanntlich unsere einstigen „Bundesgenossen“, die Italiener. Daß ihre Wegnerschaft uns bezüglich des Ausgangs des Krieges viel Schaden wird, ist kaum anzunehmen. Sie haben in Kriegen noch nie viel ausgerichtet. Zwar haben sie für die Operationen in dem an der Grenze liegenden Gebirgsterrein Spezialtruppen, wie unser nebenstehendes Bild sie zeigt, aber im Laufe der zehn Kriegsmonate haben auch unsere Truppen



Vom neuesten Kriegsschauplatz: Italienische Bersaglieri-Radsfahrer überschreiten ein felsiges Terrain.

Kriegsgebiete gegen den Soldaten der die sie so schon verraten haben. beiden letzten zeigen, wie braven Feldgras schon daran haben, selbst den Kriegerleben einnehmlichkeiten gewinnen. Oben wir einige Kriegen den Vorbereitung den Sonntags. Einige Gänse, nach Soldaten „kauft“ hat, wer Federkleider um dann in zu wandern, so also wenigsten diesen Teil das schöne großen Frieden

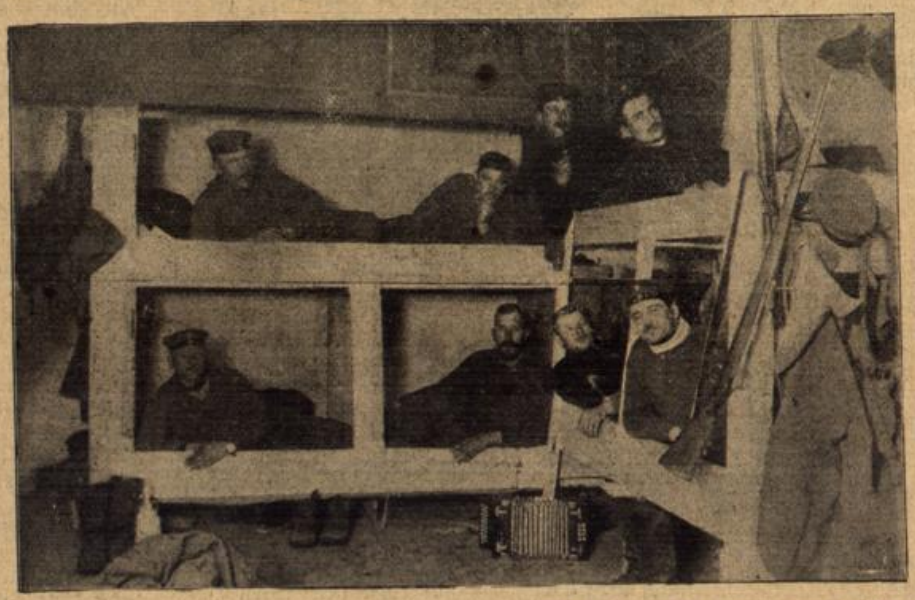


General Hamilton, der neue Führer der englischen Seestreitkräfte vor den Dardanellen.

sich im Gebirgskriege so geübt, daß sie sich von den erwähnten Italienern kaum imponieren lassen werden. — Unser zweites Bild zeigt den neuen Führer der englischen Seestreitkräfte in den Dardanellen, den General Hamilton. Ob er aber besser abschneiden wird als sein Vorgänger, bleibt abzuwarten. Jedenfalls wird er den unter deutscher Führung stehenden türkischen Truppen gegenüber keinen leichteren Stand haben, als die Italiener in ihrem



Vorbereitung zum Sonntagsbraten hinter der Front. (Beim Gänserupfen.)



Eine Mannschaftsstube mit allen modernen Bequemlichkeiten im Unterlande im Festen.

Sonntags der sein Duhn im haben soll, in der dritter Welt schaulicht. Unser Bild zeigt genau machen eine Kantine stube im Unter. Mit allerlei modernen Bequemlichkeiten die Mannschaften ihren Graben staffiert, so daß die wenigen in denen sie mit dem Gewehr in schlag oder zum bereit zu liegen ihre mühen richtig ausstrecken ruhen können.